

Predigt über Jeremia 29,1-14
3. Sonntag vor der Passionszeit
Reformierte Kirche Sils Baselgia – 01. Februar 2015

*Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater, und unserm Herrn Jesus Christus.
Amen.*

In einer solch grandiosen Landschaft wie dieser nachzudenken über die Suche nach dem Besten der Stadt, das kann einem durchaus zu der Überzeugung gelangen lassen: Wir haben das Beste schon längst gefunden. Hier ist es mit Händen zu greifen: Menschen in einer von Sonne und Schnee verzauberten Umgebung, in der alles von der weißen Pracht zugedeckt zu sein schein, was uns ängstigt und beunruhigt. Die Schreie der traumatisierten Boatpeople, der verzweifelten Kriegsoffer, der geschändeten werden gedämpft vom Knirschen des Schnees. Jedoch: das täuscht. Ein Spruch, an vielen Rathäusern zu finden, führt uns aus jenseitigen Träumen in die Wirklichkeit des Diesseits:

Suchet der Stadt Bestes

Dies ist – wie so viele Redewendungen – ein Zitat aus der Bibel, genauer aus dem Prophetenbuch des Jeremia. Dort ist uns im 29. Kapitel ein Brief überliefert:

Dies sind die Worte des Briefes, den der Prophet Jeremia von Jerusalem sandte ... an die Priester und Propheten und an das ganze Volk, das Nebukadnezar von Jerusalem nach Babel weggeführt hatte,... :

*So spricht ... der Gott Israels, ...: Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet. **Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl.** Denn so spricht der HERR Zebaoth, der Gott Israels: Lasst euch durch die Propheten, die bei euch sind, und durch die Wahrsager nicht betrügen, und hört nicht auf die Träume, die sie träumen! Denn sie weissagen euch Lüge in meinem Namen. Ich habe sie nicht gesandt, spricht der HERR. Denn so spricht der HERR: Wenn für Babel siebzig Jahre voll sind, so will ich euch heimsuchen und will mein gnädiges Wort an euch erfüllen, dass ich euch wieder an diesen Ort bringe. Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe das Ende, des ihr wartet (Einheitsübersetzung: dass ich euch Zukunft und Hoffnung gebe). Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten und ich will euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden; denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der HERR, und will eure Gefangenschaft wenden und euch sammeln aus allen Völkern und von allen Orten, wohin ich euch verstoßen habe, spricht der HERR, und will euch wieder an diesen Ort bringen, von wo ich euch habe wegführen lassen.*

Jeremia 29,1-14

Historischer Hintergrund des Briefes ist eine höchst dramatische Situation im 6. Jahrhundert vor Christus, die sich aber – angesichts der aktuellen Ereignisse im Nahen Osten - so vergangen gar nicht anhört. Ein großer Teil der Bevölkerung Jerusalems wurde nach

Babylonien, dem heutigen Irak, verschleppt, 1.000 Kilometer von Jerusalem entfernt – so wie derzeit Millionen Menschen im Nahen Osten und in Nordafrika auf der Flucht sind und zur Manövriermasse der Warlords degradiert werden. Jeremia, der Prophet, gehörte zu den Wenigen, die in der Heimat verbleiben konnten. Natürlich wünschten sich die Menschen in der Fremde nichts sehnlicher, als möglichst bald nach Jerusalem zurückkehren zu können. Konnten da die brieflichen Durchhalteparolen die Menschen befriedigen:

nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter

Zweifel sind angebracht. Denn zunächst hört sich die Botschaft des Propheten zwiespältig an: Zum einen ruft er die Vertriebenen auf, sich in der Fremde einzurichten – so, als gäbe es nur noch eine Zukunft dort. Darum sein Auftrag:

Suchet der Stadt Bestes.

Baut Häuser, pflanzt Bäume, gründet Familien. Ja, man könnte meinen, dass der Prophet so redet wie viele heute im Blick auf die Ausländer bei uns: Integriert euch gefälligst. Wenn ihr in Deutschland/Schweiz leben wollt, dann passt euch bitte an die mitteleuropäischen Gepflogenheiten an. Bildet keine Parallelgesellschaften, sondern beteiligt euch vor Ort am gesellschaftlichen Leben. Lernt die Sprache, achtet die kulturellen Besonderheiten des Gastlandes. Zieht euch nicht in den Schmollwinkel einer rückwärtsgewandten Heimatpflege in der Fremde zurück, sondern öffnet euch dem, was hier angesagt ist. Sitzt also nicht auf gepackten Kisten und Koffern, sondern richtet euch in der neuen Umgebung so ein, als gebe es kein Zurück.

Und siehe da: Plötzlich entdecken die, die so im Blick auf die Migranten denken und reden, ihre religiösen und kulturellen Wurzeln, die sie schon längst vergessen haben, reden vom christlichen Abendland, seiner Kultur und seinen Werten, obwohl sie selbst aus dieser Heimat des Glaubens längst ausgezogen sind und der Kirche den Rücken gekehrt haben – und merken gar nicht, auf welch dünnem Eis sie sich mit ihren ach so wohlfeilen Ratschlägen an die Fremden bewegen. Auch das deckt die Botschaft des Propheten relativ schonungslos auf.

Zum andern aber verheißt der Prophet den Israeliten langfristig die Rückkehr in das Land der Mütter und Väter - als Ergebnis einer mühsamen Suche nach der eigenen religiösen und kulturellen Identität. Allerdings veranschlagt er dafür mindestens 70 Jahre, also drei Generationen – für die Älteren keine aussichtsreiche Perspektive. Man kann sich vorstellen, dass diese mehr als enttäuscht waren. Vor allem aber musste sie ein Widerspruch verwirren. Auf der einen Seite fordert der Prophet sie auf, sich zu assimilieren, also sich an die Gepflogenheiten der neuen Umgebung anzupassen. Auf der anderen Seite aber macht er die Rückkehr davon abhängig, dass die Menschen ihre eigene religiöse Identität nicht aufgeben, am Gottesglauben dran bleiben, ihn stark werden lassen, um sich so mitten in einer fremden Umgebung eine Eigenständigkeit zu bewahren. Und wir ahnen hier schon, dass der Prophet uns höchst aktuell darauf hinweist: Integration hat ganz viel zu tun mit der Bewahrung und Pflege der eigenen Wurzeln. Es ist eben nicht erstrebenswert, dass die Fremden so werden wie wir – und das Umgekehrte gilt auch!

Und nun steht im Mittelpunkt des Briefes der Satz, der uns in diesen Tagen begleitet:

Suchet der Stadt Bestes.

Warum steht gerade dieses Wort auf so vielen Rathäusern und wird so gern in Neujahrsansprachen der Bürgermeister zitiert? Offensichtlich werden hier abseits aller Parteiprogramme die Aufgaben und Ziele benannt, an der sich alle, die im zentralen

Gebäude einer Stadt arbeiten und als Stadträte Entscheidungen treffen, messen lassen müssen: Alles, was ihr tut, veranlasst, entscheidet, soll den Bürgerinnen und Bürgern zum Besten dienen. Aber wenn wir diesen Satz aus dem biblischen Zusammenhang heraus zu verstehen versuchen, dann sind hier eigentlich die Falschen angesprochen. Denn eigentlich müssten wir den Satz allen in Erinnerung rufen, die mit dem Gedanken spielen, einen Ort zu verlassen (was vor allem in Ostdeutschland für viele kleinere Ortschaften ein riesiges Problem ist) bzw. die in unseren Städten Zuflucht und eine neue Heimat suchen. Die sollen ihren Beitrag dazu leisten, dass sich die jeweilige Stadt gedeihlich entwickelt, dass Menschen dort gerne leben und darum bleiben, dass Söhne und Töchter geboren werden und dass Einheimische und Zugewanderte in Frieden das Zusammenleben der Verschiedenen gestalten. Eigentlich müsste das Wort über dem Eingang jedes Asylbewerberunterkunft stehen. Und: Dieses Wort müsste allen per Postwurfsendung ins Haus geschickt werden, die meinen, sich nicht mehr an der demokratischen Meinungsbildung, an Kommunal- und Landtagswahlen beteiligen zu müssen, die sich in Verschwörungstheorien ergehen und sich aus den gesellschaftlichen Zusammenhängen ausgeklinkt haben – und in diesem Sinn auch eine Parallelgesellschaft bilden.

Nun beschreibt das Prophetenwort ziemlich exakt die Haltung, die die evangelische Kirche an vielen Orten während der DDR-Zeit eingenommen hat: nämlich sich für das Wohl der Menschen und der Ortschaften einzusetzen und nicht auf gepackten Koffern zu sitzen, sondern das zum gemeinschaftlichen Leben beizutragen, was unsere Aufgabe ist: das Wort Gottes zu verkündigen, für die Menschen zu beten und ungeachtet aller Weltanschauungen denen beizustehen, die der Hilfe bedürftig sind. Und dies unabhängig davon, dass der SED-Staat mit allen Mitteln versucht hatte, die Kirche zu marginalisieren und Religion als überständiges gesellschaftliches Relikt im Orkus der Geschichte zu entsorgen. Darum wurde das Prophetenwort so verstanden: Wir Christen können zwar ein System, das den Atheismus fördert, nicht bejahen, wir können auch die Augen nicht vor dem Unrecht verschließen, das staatlich sanktioniert wird, aber dennoch müssen wir unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus der Stadt Bestes suchen. Dabei vertrauen wir auf Beides: dass Gott unserem Leben Zukunft und Hoffnung verheißt und dass er uns die Kraft gibt, jetzt für die Menschen da zu sein. Letztlich war das der biblische Impuls für den konziliaren Prozess Ende 80er Jahre mit seiner großen ökumenischen Versammlung in Dresden 1989. Mit dieser konnte das System von Diktatur und Bevormundung delegitimiert werden.

Die Kirche in der DDR knüpfte damit auch an das an, was in der V. These der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 festgehalten ist. Dort wird als Aufgabe der Kirche beschrieben, dass sie

an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten (zu erinnern hat).

Ja, als Kirche haben wir der Stadt, der Menschen Bestes zu suchen, aber gleichzeitig unsere Identität zu bewahren.

Allerdings: Das Leben ist vielschichtiger als ein Bekenntnissatz und historische Reminiszenzen. Darum müssen wir heute Morgen auch das bedenken, was uns als Kirchengemeinden gerade in Sachsen umtreibt und was uns wieder ganz nahe bringt an den Text aus dem Jeremiabuch. Wir leben als Bürgerinnen und Bürger der Bundesrepublik Deutschland in einem freien, in einem von zwei Diktaturen befreiten Land. Wir können unser Leben gestalten unter den Bedingungen des Rechtsstaates und der Demokratie. Und doch

haben viele Menschen, auch viele Christen, das Gefühl, Heimat verloren zu haben. Sie leiden unter der Unübersichtlichkeit des Lebens, und darunter, dass so viel an Sicherheit, an Beheimatung weggebrochen ist. Es ist so, wie wenn man in ein Exil geführt wurde, ohne den Ort zu verlassen. Ja, die eigene Stadt, die eigene Kirchgemeinde ist Vielen fremd geworden. Wir machen dieses an Kleinigkeiten fest, die doch eine so große Bedeutung haben:

- Da ist der Straßenzug, in dem ein Geschäft nach dem anderen einschließlich der letzten Kreissparkassenfiliale aufgibt. Und wenn dann doch wieder ein Ladenlokal eröffnet wird, ist es eine Döner-Bude.
- Da sind die Neuzugezogenen, von denen man eigentlich nicht genau weiß, warum die gerade hierhergekommen sind.
- Da sind die Asylbewerber und Ausländer, die einem die heimatlichen Gefilde fremd machen.
- Und schließlich sind da Kirchgebäude, in denen kein Gottesdienst mehr gefeiert wird und deren über Jahrhunderte währende Geschichte zu Ende zu gehen scheint. Sie haben nur eine Perspektive: in sich zusammenzufallen.

Wie mit diesen Verlusterfahrungen umgehen? Wie sich nicht noch weiter herunterziehen lassen von dieser Entfremdung? Und vor allem: Wie nicht den falschen Propheten, den Zauberern, auf den Leim gehen? Denn die treten heute wie damals in Babylonien zuhauf auf – das haben wir ja in den vergangenen Wochen in Sachen Pegida und Legida erfahren. Hören wir noch einmal die warnenden Worte Jeremias

Lasst euch durch die Propheten, die bei euch sind, und durch die Wahrsager nicht betrügen, und hört nicht auf die Träume, die sie träumen! Denn sie weissagen euch Lüge in meinem Namen. Ich habe sie nicht gesandt, spricht der HERR.

Auch heute müssen wir äußerst vorsichtig sein, wenn wir nicht Opfer der Lügen werden wollen, die sich in den ach so einfachen Antworten derer verbergen, die sich uns als Problemlöser andienen wollen: *Wenn wir keinen Euro hätten, wenn keine Ausländer uns Arbeitsplätze wegnehmen würden, wenn wir keine Asylanten aufnehmen müssten, wenn sich keine Moslems unter uns mischen würden, wenn wir uns nur auf Deutschland (oder die Schweiz) konzentrieren könnten, wenn jede Familie ausreichend Kinder hätte, am besten vier, und wenn sich alle so verhalten würden, wie wir das als Deutsche gut finden - dann gäbe es keine Probleme, dann würden wir uns bald wieder heimisch fühlen, müssten keine Angst vor einer Islamisierung Deutschlands oder vor zunehmender Kriminalität haben, dann wären wir wieder zuhause und die Kirche könnte im Dorf bleiben.* Die falschen Propheten können aber auch ein ganz anderes Register ziehen: *Wenn wir die Grenzen wieder bewachen würden, wenn wir den freien Handel einschränken würden, wenn wir Gehälter begrenzen, Gewinne einfrieren, Produktion kontrollieren, dann gäbe es mehr soziale Gerechtigkeit und das internationale Kapital würde seiner zerstörerischen Macht beraubt.* Und dann gibt es die falschen Propheten, die in der Demokratie, in den Parteien und bei den Politikern die Ursache alles Übels sehen – und uns einreden wollen, als würden wir von lauter Gaunern und Ganoven regiert, die nur in die eigene Tasche wirtschaften wollen gestützt von einer „Lügenpresse“. Damit sollen die Institutionen des Staates delegitimiert werden – mit dem einen Ziel, den Weg für den sog. starken Mann, die starke Frau zu bereiten, der das Recht außer Kraft setzt, um sich an keine, außer den eigenen Regeln, halten zu müssen. Und dann reden uns die falschen Propheten, die der Diktatur den Weg bereiten wollen, ein: *„Wir tun dir nichts, wenn du schön ruhig bist.“* Oder: *„Solange du nicht widersprichst, hast du nichts zu befürchten.“* Und die Variante dieser Botschaft lautet unter den Bedingungen von NSA und Internetüberwachung: *„Wer nichts Unrechtes tut, der hat auch nichts zu verbergen.“* Nun wissen wir aber, dass auf all diesen Botschaften kein Segen liegt und dass sich dahinter

immer das gleiche Strickmuster verbirgt: den Menschen etwas versprechen, was zum einen nicht gehalten werden kann und wenn, dann nur auf Kosten des nahen und fernen Nächsten, und zum andern immer mit gewalttätiger Ausgrenzung, Unterdrückung von Vielfalt und dem Verhindern freien Denkens und Glaubens einhergeht.

Als Christen dürfen wir uns von solch falscher Prophetie weder beeindruckt lassen noch uns an ihr in irgendeiner Weise beteiligen. Vielmehr sollten wir es als unsere Aufgabe ansehen, uns so in der Gesellschaft einzubringen, wie der Prophet es empfiehlt:

Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl.

Unabhängig davon, wie wir die derzeitige politische Lage im Land oder in der Stadt beurteilen, ob wir die Entwicklung befürworten oder kritisch sehen - wir haben uns in das städtische Leben, jeder an seinem Ort und mit seinen Gaben, einzubringen. Darum haben wir grundsätzlich das Leben in der Kommune zu bejahen und die Zusammenarbeit mit den Parteien, der Stadtregierung, aber auch mit den Vereinen zu suchen. Denn nur so können wir das Wichtigste tun: für die Stadt beten! Ein Gebet für die Stadt, ohne dass wir uns am Leben aktiv beteiligen, ist nicht möglich. Wir sollten uns an die alte Regel der Benediktiner erinnern: „*Ora et labora*“, bete und arbeite. Oder an den Gedanken von Dietrich Bonhoeffer:

Unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen.

Erneuerung des Lebens, nicht nur der Kirche, entsteht aus diesem Beten. Denken wir nur an die verändernde Kraft der Friedensgebete. Diese werden seit 1982 bis heute jeden Montag um 17.00 Uhr in der Nikolaikirche durchgeführt – und sie sind für die Stadtgesellschaft Leipzigs ein unbestrittener Kristallisations- und Ausgangspunkt für Initiative, Proteste, Demonstrationen. Da hat sich bewahrheitet: Wenn wir für das Wohlergehen der Menschen durch Gebet und Tun des Gerechten sorgen, dann geht es uns auch selbst gut. Darum kann und darf uns Christen nicht gleichgültig sein, was im Rathaus entschieden wird und wie es um den Handel auf dem Markt steht. Aber wir anerkennen, dass nicht wir die besseren Politiker, die besseren Händler, die besseren Stadtplaner und Architekten sind. Allerhöchstens können wir für uns in Anspruch nehmen, dass wir die besseren Beter sind – und dadurch immer wieder die Grundüberzeugungen des Glaubens verdeutlichen und nähren. Dadurch schützen wir uns zum einen vor den falschen Propheten, zum andern aber geben wir den An- und Zuspruch weiter, dass es ohne diese Grundüberzeugungen nicht geht.

Suchet der Stadt Bestes

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Christian Wolff, Pfarrer i.R.
Beratung für Kirche, Politik und Kultur
info@wolff-christian.de
www.wolff-christian.de